

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338948](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338948)



Kloster Neuburg

Aus der Geschichte der Benediktiner-Abtei im Neckartal

Eine kleine Wegstrecke von Heidelberg entfernt im Neckartal, kurz bevor der Fluß die Odenwaldberge verläßt und sich in die Weite des Rheintales ergießt, liegt, angeschmiegt an einen Berghang, das Kloster Neuburg. Mit seinen wenigen Bauten, von denen Klosterkirche und Wohngebäude zum Neckar hintersehen, ist es ein Bestandteil der Landschaft und gehört zu ihr wie die alten Dörfer und Flecken längs des Flusses und ihre Menschen. Sie kennen das „Stift“, wie Neuburg seit alter Zeit heißt, und sie lieben es gleich ihren Vorfahren, die es einst, am Ende des 17. Jahrhunderts mit Gewalt für sich eroberten. Gar mancher Wanderer hat schon auf seiner Fahrt durch das Neckartal in der stillen Klosterkirche Rast gemacht, wohl die wenigsten aber werden die Geschichte Neuburgs kennen, die so vielfältig ist wie das Geschehen der Jahrhunderte, die es schon durchlebt hat.

Sein Name taucht zum erstenmal im zwölften Jahrhundert auf. Damals stand das Kloster Lorsch an der Weschnitz noch in Blüte. Unter der Regierung des Abtes Diemo, so lesen wir im Cod. Lauresham., kam 1130 „ein Mann mit dem Namen Anselm nach Lorsch, er war sehr fromm und reich und stiftete die Zelle zu Niwenburg; er ließ da eine Kirche bauen und sie zu Ehren des hl. Apostels Bartholomäus weihen und ließ auch Wohnungen erstellen für solche, die Gott hier dienen wollten und schenkte jenem Ort all sein Vermögen und Besitztum!“ Doch scheint die Niederlassung, die 1144 die päpstliche Anerkennung erhielt und mit verschie-

denen Privilegien ausgestattet wurde, keinen rechten Aufschwung genommen zu haben; denn bereits wenige Jahre später war es notwendig, „die schon lange verlassene Kirche mit Mönchen neu zu besetzen“ und ihren Besitz durch Güter in den umliegenden Ortschaften zu vermehren. Da aber auch in der folgenden Zeit kein rechtes klösterliches Leben in Neuburg aufblühen wollte, entschloß sich Abt Sigehard von Lorsch im Jahre 1195, wohl auf Wunsch Konrads von Staufen, eines Halbbruders des Kaisers Friedrich I., der seit 1156 rheinischer Pfalzgraf war, die Niederlassung in ein Frauenkloster umzuwandeln. So zogen nunmehr Benediktinerinnen auf Neuburg ein, das mit einer Äbtissin und zwölf Chorfrauen besetzt und von einem Probst verwaltet wurde. Um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts finden wir das Kloster ohne nähere Angaben der Gründe, vielleicht unter dem Einfluß des nahen Zisterzienserklosters Schönau, der Regel des hl. Bernhard unterstellt. Aus dieser Zeit datiert der Besitz des Klosters in Heidelberg. Die mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung jener Zeit Hand in Hand gehende Lockerung von Sitte und Ordnung machte auch an der Klosterpforte von Neuburg nicht halt, so daß sich Papst Martin V. schließlich gezwungen sah, den Bischof von Worms aufzufordern, „die Mißstände in Neuburg derart zu ändern, daß der Konvent dem Benediktinerinnenkloster Lobenfeld einverleibt und das Kloster den Karthäusern übergeben werde“. Diese Anordnung kam indes nicht zur Ausführung, vielmehr führte

der Bischof auf Neuburg wieder die Regel des hl. Benedikt ein, mit dem Erfolg, daß nunmehr erstmalig wirklich klösterliches Leben dort einzog. Vor allem unter Margarethe Folin von Irmtraut, die von 1478 bis 1500 Äbtissin des Klosters war. Während dieser Zeit wurden nicht nur erhebliche bauliche Veränderungen vorgenommen — die heutige Klosterkirche stammt aus jener Zeit —, sondern auch die innere und die äußere Verwaltung wurden neu geordnet. Zum Klosterbesitz gehörten damals auch eine Walkerei und eine Ziegelei, das heutige Haarlaß. Zum pfalzgräflichen Hofe bestanden gute Beziehungen, was u. a. auch darin zum Ausdruck kommt, daß unter den Nachfolgerinnen von Irmtraut auch eine Tochter des Pfalzgrafen zu finden ist. Allein dieses enge Verhältnis hatte auch nachteilige Folgen, drangen doch nicht zuletzt dadurch die Einflüsse der Reformation auch in das Kloster ein, führten zu Streitigkeiten zwischen Äbtissin und Konvent, und schließlich zur Auflösung des Klosters im Jahre 1572. Damit fanden über 400 Jahre monastischen Lebens auf Neuburg ihren Abschluß, das Kloster ging in die Hand des Fürsten über.

In der nächsten Zeit diente es der Gemahlin des Fürsten als „Lusthaus“, bis Tilly es 1622, nach der Einnahme von Heidelberg, den Jesuiten übergab. Doch auch diese konnten sich ihres Besitzes nur wenig erfreuen und mußten ihn 25 Jahre später, nach Restitution der pfälzischen Fürsten, wieder an den Pfalzgrafen abtreten. Dieser überschrieb es der reformierten Kirche. Als sich aber der Pfalzgraf Karl Ludwig nach Scheidung von seiner

ersten Gemahlin Charlotte zum zweiten Male vermählte, mit der Raugräfin Luise, nahm er Neuburg wieder in „eigenste Interessen“ und ließ 1670 ein Frauenstift einrichten. Dieses sollte seiner zweiten Gemahlin nach seinem Tode, wenn sein Sohn aus erster Ehe die Nachfolge angetreten hatte, als „honorable retraite“ dienen. In einer genauen Anweisung von 115 Paragraphen legte er den „Zweck eines Fürst- Gräf- und Adlichen Fräulein und Jungfern-Stifts“ fest, ließ Neuburg umbauen und befestigen. Aus jener Zeit stammt der heute übliche Name „Stift Neuburg“, außerdem zum größten Teil auch die äußere Gestalt des Klosters. Nur zehn Jahre sollte es dem vorgesehenen Zwecke dienen, der im übrigen nicht sonderlich beliebt war, wie ein Ausspruch von Lieselotte von der Pfalz bestätigt, die das Stift „nicht leyden kont“. Nach dem Tod des Pfalzgrafen hob sein Sohn das Stift wieder auf und übergab Neuburg seiner Mutter, der verwitweten Kurfürstin Charlotte zu Nutzen. Nach ihrem Tode erhob sich zwischen Katholiken und Reformierten ein Streit um den Besitz von Neuburg. Inzwischen war nämlich die Kurpfälzisch-Simmersche Linie ausgestorben, und das katholische Fürstentum Neuburg a. d. Donau hatte die Regierung übernommen. Dieses Haus stand den Jesuiten nahe, denen es später auch Neuburg übergab. Zunächst wurde der Streit aber dadurch entschieden, daß die „römisch Katholischen der Gemeinde Ziegelhausen die Kirche mit Hilfe derer darauf zur Postirung liegenden Soldaten mit Gewalt genommen“ und ein Jahr später, 1698, „mit einer großen Prozession die Stiftskirche



inen
ben;
er es
irche
Be-
Ort-
der
Le-
chloß
1195,
eines
seit
eder-
mzu-
erin-
cissin
inem
e des
derts
aben
3 des
der
die-
rs in
wirt-
d in
Ord-
von
Mar-
schof
de in
nvent
ein-
usern
kam
führte

betreten und zu ihrem Gottesdienst eingeweiht haben“, wie ein Bericht zu jener Zeit zu melden weiß. Vorübergehend war in den leerstehenden Gebäuden ein Armenhaus eingerichtet, dessen Insassen in einer Fabrik arbeiteten, die der Bürgermeister von Köln und finanzielle Ratgeber des Kurfürsten, Schnelbach, in einem ehemaligen Gute des Klosters eingerichtet hatte. 1806 ging es endgültig in den Besitz der Jesuiten über. Es entbrannte zwar noch einmal ein heftiger Streit mit der reformierten Kirche, in den sogar der König von Preußen eingriff, aber es kam zu keiner Änderung mehr. Die neuen Herren nahmen wieder bauliche Veränderungen vor, wovon heute jedoch nur noch die Mariensäule vor dem Kloster erhalten ist. Sie kauften das Haarlaß zurück und richteten neben einer Wirtschaft eine Maulbeerplantage ein. Später wurde dort eine „Lütticher und Malmedyer Lederfabrique mit Holländischer Häutehandlung“ untergebracht, und Ende des achtzehnten Jahrhunderts ging Haarlaß in den Besitz des „Kurfälzischen Hoof und Cameraths Speyerer“ über.

Als 1773 der Jesuitenorden aufgelöst wurde, wurden die Lazaristen Nachfolger auf Neuburg. 1798 aber wurde es zur Deckung rückständiger Professorengehälter an der Universität Heidelberg dem Rotgerber Johann Peter Werle als Pfandobjekt verschrieben und 1804 von der katholischen Kirchenmission samt arrondierten Gütern dem Regierungskommissär Ludwig Hout verkauft.

Mit dem Übergang in Privatbesitz begann für das Stift der dritte, bedeutungsvolle Abschnitt seiner Geschichte. Ludwig Hout führte ein gastlich Haus auf Neuburg. Unter seinen zahlreichen Gästen findet sich auch der junge Carl Maria von Weber, der in jener Zeit in Heidelberg Konzerte gab und in der romantischen Umgebung von Neuburg nicht nur Anregungen für seinen „Oberon“ erhielt, sondern auch nach dem dort vorgefundenen Gespensterbuch von Apel den „Probeschuß“, seinen späteren „Freischütz“ schuf. Der Dichter Voß und der Jurist Thibaut zählten gleichfalls zu den Gästen auf Neuburg. Als Hout 1825 seinen Besitz verkaufen mußte, wechselte das Stift in der nächsten Zeit noch dreimal den Besitzer, bis es schließlich in die Hand des Rates Schlosser überging. In der Zeit, da er Herr auf Neuburg war, wurde es zu einem weithin bekannten geistigen Mittelpunkt der Zeit. Mit Goethe stand Friedrich Schlosser nicht nur über seinen Onkel, der mit der Schwester Goethes, Cornelia, vermählt war, sondern auch als Verwalter des väterlichen Erbes des Dichters in freundschaftlichem Verhältnis und sammelte später alles, was mit ihm in Zusammenhang stand im „Goethe-Saal“ auf Neuburg. Diese Sammlung ging später in den Besitz des katholischen Seminars in Mainz über. In enger Verbindung stand Schlosser mit dem Freiherrn vom Stein, mit dem zusammen er das Zustandekommen der „Monumenta Germaniae historica“ be-

trieb. Neben Tieck Schlegel und Justinus Kerner, die zu den Gästen des Hauses zählten, knüpften sich durch den Übertritt Schlossers zur katholischen Kirche Fäden zu den katholisch-romantischen Dichtern und Malern jener Zeit an. Schließlich finden wir auch hohe geistliche Würdenträger unter den Besuchern Neuburgs, wie Kardinal von Geißel, Kardinal von Reischach und Bischof von Ketteler. Nach dem Tode Schlossers verwaltete seine Gattin das Erbe bis zu ihrem Tode 1865. Dann ging das Stift in den Besitz des verwandten Senators Franz Freiherr von Bernus über. Einer seiner Nachkommen auf Neuburg, Alexander Oscar von Bernus, von dem wir eine sehr feine Gedichtsammlung mit Holzschnitten über Neuburg besitzen, bot es im Jahre 1926 dem Kloster Beuron zum Kaufe an. Mit dem Erwerb durch Beuron gelangte Neuburg nach 350 Jahren wieder in die Hand seiner ersten Herren.

Bereits 1927 konnte der Erzabt von Beuron auf Neuburg die erste Probe abnehmen, und ein Jahr später wurde die Niederlassung durch Breve Papst Pius XI. zur Männerabtei erhoben. Zu seinem ersten Abt wurde am Feste Christi Himmelfahrt 1929 P. Adalbert Graf von Neipperg ernannt und in der Jesuitenkirche in Heidelberg in Gegenwart hoher geistlicher Würdenträger und von Vertretern des Staates und der Stadt feierlich geweiht. Als geistige Größe und als besonderer Freund der Jugend war er weit über die Klostermauern hinaus bekannt, und es herrschte daher nicht nur im Kloster selbst, sondern darüber hinaus ehrliches Bedauern, als er nach bereits fünf Jahren sein Amt niederlegte und Neuburg verließ. Zu Beginn des vergangenen Jahres kam die Nachricht, daß er in Ausübung seines priesterlichen Amtes in den Kriegsgefangenenlagern in Jugoslawien den Opfertod starb und so sein Wirken durch das Opfer seines Lebens krönte. Neuburg aber blieb nach seiner Resignation ohne Abt. Es hat die Härten des vergangenen Regimes zu verspüren bekommen, und sein Bestand war, vor allem während des Krieges, mehr als einmal ernstlich bedroht. Von unmittelbaren Kriegseinwirkungen weitgehend verschont, mußte es für die verschiedensten Zwecke Raum abtreten. Zuletzt bot es Evakuierten und Flüchtlingen Unterkunft, und noch heute beherbergt es ein Altersheim.

Seit drei Jahren hat das Kloster nun wieder einen Vater. Wer in jenen Januartagen des vergangenen Jahres draußen war, als der Erzbischof von Freiburg P. Dr. Albert Ohlmeyer die Zeichen seiner Würde, Mitra, Ring und Stab, übergab, dem wollte scheinen, die Glocken der Klosterkirche schallten heller und freudiger als bisher in das Land hinaus. Mit jenem Tage aber ist auf Neuburg wieder die rechte klösterliche Ordnung eingekehrt, die heute wie zu allen Zeiten unter dem Wahlspruch ihres Stifters steht: Ora et labora!

Dr. Walter Larens

Ob er es zwingt?



in nebliger Märzorgen war der Tag der Abrechnung. Da standen die vielen Wirtshauszechen des alten Kobus auf einem Zettel geschrieben; da schwemmte der Wein ihm Haus und Acker und Vieh, den ganzen Starenhof hinweg.

Aus den entlegensten Dörfern des weiten Gaues waren sie gekommen, kleine Händier und große Bauern, Viehhändler und Juden. Sie wollten sehen

und wollten vor allem irgend etwas billig erlisten und heimtragen. Und so waren sie von einer neidischen Unruhe geplagt, drängten hintereinander her in den Garten, den Stall, die Scheune und in die Kammern, wogen und werteten und fühlten an alles, den Besenstiel und das Kreuzlein an der Wand und die Wand selbst.

Gleichmütig heiter, an seinem Stumpfen lutschend, ging der alte Kobus unter den Leuten, als sei jedermanns Markttag und nicht der seine. Und man verübelte es ihm nicht. So war er nun einmal, so kannten sie ihn von Markttag und Hochzeit und Trauergang. „Leicht“, doch schon nicht mehr leichtsinnig, ein guter Bauer und ein schneller Rechner; und lustig, immer lustig wollte er es um sich haben und kaufte diese Lustigkeit und schenkte sie den grämlichen Spinnenfressern, bis der gute Beutel des Starenhofes leer wurde.

„Der alte Kobus wird halt sterben wie die lustige Zeit, die einmal war. Aber was macht jetzt nur sein Bub, der Buckel, das Sepple?“ Der saß in seiner Dachkammer oben, und so viele auch da vorbeigingen, keiner wagte, die morsche Tür aufzustoßen. Aber sie schauten vom Hof zu ihm empor. Hinter der farbenspielenden Scheibe stand das ernste Gesicht, in die Hände gestützt. Und weil dieser Kopf tief in die Schultern gesunken war und der Buckel des Verwachsenen dahinter aufragte, sah es von unten aus, als lauere hinter dem Sepple noch einer, bereit, in die Bauern zu springen und sie auseinander zu treiben, die ihm sein Vatersgut nahmen.

Alles ging flott vom Hammer, Vieh und Fahrnis, nur nicht der Hof. Denn niemand mochte es auf sich nehmen, den alten Kobus vor die Türe zu setzen. Und wer hart genug dafür gewesen wäre, der scheute doch die Leute, die den Alten jetzt erst recht gern hatten. Auf die Wohlmeinung der Bauern war nun auch der Sägemüller von Göggingen angewiesen, der schließlich dennoch den Hof kaufte. Aber der war auch ein ganz Schlauer. Sowie er den Zuschlag hatte, nahm er den alten Kobus beiseite und sagte ihm wohl

etwas Gutes ins Ohr; denn der Alte drückte ihm mehrmals die Hand.

In den Dörfern munkelte man dies und das, was dem Kobus da ins Ohr geblasen sei, und schaute jeden Morgen zum Starenhof empor. Bis dann nach einer Woche der Landmesser kam und einen Tag um das Haus hantierte. Bis mitten durch den Hofraum zwischen dem morschen, uralten Wohnhaus und der neuen Scheuer ein Graben gezogen, Grenzsteine gesetzt und ein Gitterzaun aufgestellt wurde. Neben der Scheune aber wurden Fundamente ausgehoben, und bald stand da ein schmuckes Wohnhaus. Dem teilte der schlaue Müller die besten Äcker, Wiesen und Gärten zu, und diesen neuen Starenhof verkaufte er an einen Fremden. Hieß Josef Riedmüller und kam vom Heuberg herunter mit einem Wagen voll Betten und Hauskram, mageren Kühen davor, und mit einem Säcklein voll Geld, wie man sagte.

Das Wohnhaus des einstigen Starenhofes aber, dem Jahrhunderte auf das Dach drückten, den niedrigen Stall und die zerbröckelnde Scheune daran samt einigen entlegenen Äckerlein und mageren Weiden, das überließ der Müller für ein geringes dem Sepple. Da brauchte er den alten Kobus nicht ins Elend zu schicken, da konnte der alte Spaßmacher hinter seinem Ofen und im Hause bleiben, das jetzt freilich nicht mehr der Starenhof war, sondern bloß der „Starenklotz“. So nennt man dort den aus drei Schwarten zusammengegelten Nistkasten des Vogels.

„Ob er's zwingt, das Bückelchen?“, sagten die Bauern. Das Sepple wehrte sich. Zuerst heiratete er mal. In der müßigen Zeit zwischen Heu- und Kornernte holte er sich das



Weib, eine ältliche Bauernmagd, lang und hager, mit Gliedmaßen wie ein Mann. Sie brachte ihm soviel Geld, daß er eine Kuh und das nötigste Gerät kaufen konnte; aber das beste Heiratsgut brachte sie dem Manne mit ihrer zähen Kraft und Ausdauer. Auch dankte sie es dem Manne, daß er sie zu einer Bäuerin gemacht. Denn saß sie auch nur im „Starenklotz“, so saß sie doch daheim. Und beide griffen ihre Arbeit mutig an und ruhten nicht. Der alte Kobus spielte jetzt den „Haushirten“, wachte morgens über die Küchentöpfe, jätete und häckelte nachmittags im Gärtchen und gefiel sich so wohl bei dieser Arbeit, daß er seinen lustigen Sinn nicht verlor. Bald schrie auch ein Kind in der Kammer, und nun wurde der Alte noch heiterer.

Dagegen wollte es ihnen gegenüber dem Josef Riedmüller nicht recht „batten“. Der Mann war nicht faul, verstand auch was vom Bauernwesen. Aber er war vom Gebirge herabgekommen. Dort war eine andere Sonne, ein anderer Regen, ein anderer Wind und Boden. Dort durfte man im März noch wohlgenut hinter dem Ofen bleiben, wenn hier in der Niederung schon Pflug und Egge gingen. Das sagte und bewies man dem Riedmüller auch, er sah es ein und tat es doch nicht oder halb. Es lag eben anders in ihm, und er konnte sich dem Himmel dieser neuen Welt nicht fügen. Er säte, wenn die Krume schon ausgetrocknet war, erntete, wenn die anderen schon wieder säten, und hinkte so stets um einige Wochen hinter den anderen her. Kein Wunder, daß sich sein praller Geldsack allgemach leerte. Drei Jahre nach seinem Einzug bot er eine Wiese feil; das Jahr darauf einen Acker; und wieder nach einem Jahre den ganzen übrigen Starenhof.

Acker und Wiese kauften das Sepple und sein hageres Weib. Sie hatten zwar dem Müller von Göggingen noch nicht alles bezahlt. Fünf Termine standen noch an. Aber sie sparten jeden Pfennig, tunkten das trockene Brot in Pfeffer und Salz und löschten den Durst mit Buttermilch, wenn andere Wurst und Speck und Apfelwein aufstischten, und blieben doch gesund dabei, gesünder als die andern. Sie wagten es mit den zwei Feldern.

Den Hof aber nahm wieder ein Fremder. Einige zehn Stunden weit her ratterten seine



Wagen. Auf dem ersten saß der Mann; hatte eine Stimme wie ein Häher, spuckte und kommandierte das Tal hinab, daß es nur so halte. Das Weib saß auf dem letzten Wagen und war ebenso still wie der Mann laut. Gleich am nächsten Sonntag, als er im Wirtshaus erschien, bekam der neue Hofbesitzer seinen Namen: „Der Dehoam“. Denn jeder zweite Satz begann er mit: „Bi onz dehoam...“ Dort, bei ihm daheim, da war das Bier würziger, der Käs fetter, der Senf schärfer. „Wir haben ihn nit gerufen“, sagten die Bauern. „Wenn dort die Äpfel und Krummbirnen so dick ausfallen, was kommt er da zu uns her?“ Auch das erfuhr man auf dem nächsten Markt und auf der Kirchweih. Jetzt wußte man auch, warum das Weib so weinerlich dreinschaute und mutlos umherschlich. Und die Katze läßt das Mäusen nicht. Der Mann fand bald heraus, daß es auch in diesem Dorfe Frauen und Mägde gab, genau wie „bi onz dehoam“.

Dann eines Sonntags — der „Dehoam“ ist in die Stadt gegangen. Das Sepple und sein Weib kommen aus der Kirche und hören vom Nachbarhaus ein sonderbares Stöhnen und Röcheln, laufen hin und finden das Weib verbrannt von einem Kessel heißer Brühe, der vom Herd gefallen. Sie starb qualvoll. Der „Dehoam“ ließ sie in Samt und Seide in einen Sarg legen, wie man so kostbar noch keinen im Dorfe gesehn, jammerte und schluchzte und rief ihr die liebsten Worte ins Grab nach. Doch schon anderen Tages war er beim Hofhändler und wurde bald mit ihm einig und zog wieder zehn Stunden weit fort.

Und wieder nach einiger Zeit hatte der Sepple einen anderen Nachbar. Er schreibe sich Alewies Redlich und komme aus dem Unterland, wo der gute Wein wachse. Das Haus sei ihm dort abgebrannt, auch habe er schlimmes mit seinem aufsässigen Nachbar erlebt und darum den Brandplatz samt der Versicherungssumme billig losgeschlagen, nur um endlich einmal in Frieden zu kommen.

Das erzählte er gleich am zweiten Tag, am Grenzzaun lehnd, dem Sepple, der unterdessen einen Wagen aufbaute. Und solche Gelegenheiten zu einem Schwätzchen fand der Alewis Redlich nun viele, lehnte an den Zaun, daß der sich bog, rauchte Zigaretten und breitete Vergangenheit und Zukunft vor dem Sepple aus, der gerne zuhörte, doch immer dabei seinen Händen eine Arbeit wußte. Die Leute hier oben arbeiteten zuviel. Solche Schinderei mache der Alewis Redlich nie und nimmer mit. Dafür sei ihm das Leben zu lieb. Er habe andere Pläne. Er habe Verbindungen mit dem Weinbau. Er wolle dem Unterländer-Wein hier aufhelfen. Er wolle außerdem Milchwirtschaft treiben.

Tatsächlich bot er dem Sepple die Äcker bis auf einen in Pacht an. Der besprach sich mit seinem Weib. Je nun, wenn der Alewis auch einen Teil seiner Scheune mit verpachtete, daß ein Platz war für die Garben,

dann warum nicht. Sie hatten jetzt schon zwei Buben, einen zwölf- und einen vierzehnjährigen, die man mit anstellen konnte. Und die Eltern...? Das Sepple dengelte noch abends um zehn beim Schein eines Kerzenlichts und war doch anderen Morgens wieder der erste beim Mähen, lange ehe die Sommersonne das Tal heraufkam. Und sein Weib, die hatte noch letztes Jahr ein Kind im Kornfeld geboren und es selbst in der Schürze heimgetragen. Sie nahmen freilich gerne, was ihnen der Herr Redlich über den Zaun hinweg anbot.

Aber nun schrie es der Polizist im Dorfe aus und verkündete das Kreisblättchen einem verehrlichen Publikum, daß Herr Alewis Redlich eine Wirtschaft „Zum goldenen Rebstock“ eröffne mit Originalweinen und zivilen Preisen und dieselbe am Kirchweihsonntag mit einem Hammelreigen und großer Festlichkeit einweihe. Da mußten die Bauern dabei sein, sangen und tranken und holten sich ein Räuschlein mit. Manche kehrten auch am Sonntag drauf noch einmal im „Goldenen Rebstock“ ein, aber schon nicht mehr viele, und bald niemand mehr. Die Preise seien nicht zivil, sondern zuviel, lachte man, hockte wie von altersher in das enge, dumpfe „Mohrenstübchen“, aß Salzbrod und Hering und goß Bier darauf. Und den Wein mußte der Alewis Redlich selber trinken, daß er ihm nicht sauer werde.

Da versuchte die Frau Redlich ihr Glück, hing rote Schürzen und Kinderschuhe in das Stubenfenster, setzte lachende Bilder dazu und richtete eine „Handlung“ ein.

Als auch die nichts fruchtete, „mußte es halt brennen“. Von Wohnhaus und Scheune und den Garben, die das Sepple geschichtet hatte, blieb kein Halm noch Balken übrig. Der Gendarm sprach dann einige Male mit dem Alewis Redlich, aber er fand wohl nichts zu mäkeln. Die Versicherungssumme wurde



prompt bezahlt, ein gutes Stück Geld, an dem auch Sepple seinen Anteil hatte, weil doch seine Garben mitverbrannt waren.

Sowie der Alewis Redlich das schöne Geld in der Tasche fühlte, sagte er: „Hier macht der Alewis Schluß!“ Er sei nun einmal vom Unglück verfolgt, und wer nach oben strebe, der dürfe es nicht bei den Bauern versuchen. Und darum verkaufte er, was noch zu verkaufen war, dem Sepple, und zog in die Stadt und pachtete eine Brauereischenke.

Das Sepple ließ eine notdürftige Scheune neben seinem alten Hause einrichten. Aber auf dem Brandplatz sah man ihn wochenlang mit seinem ältesten Buben werken und wühlen. Sie schwangen große Hämmer, schlugen das übrige Mauerwerk zu Bruch, warfen es in die Kellerlöcher und Erde darüber. Und in diese Erde setzte das Sepple noch spät im Herbst den Pflug. Und hier, wo ein Dutzend und mehr Jahre das fremde Haus geprunkt und sich den alten Namen angemast hatte, hier säte er Roggen und Weizen und erntete Brodfrucht; und sie aßen davon, er und sein Weib und seine fünf Kinder und der alte Kobus, der es noch miterlebte, und dem die Tränen über dieses gesegnete Brod rannen.

Anton Gabele

Die Auswanderung nach Ungarn

Badische Bauern wandern nach Ungarn aus. Der Überlieferung von Flüchtlingen nacherzählt.

Man schrieb das Jahr 1746. Ein duftiger Schleier von weißer und rosa Baublüte lag über dem kleinen Dörflein, am Fuße der Schwarzwaldberge. Der süße Duft der blühenden Reben verbreitete sich in den Gassen des Dorfes.

Eben läutete die Glocke zur Kirche, aber den Bewohnern des Dörfleins, nennen wir es Rebheim, dünkte der Klang der Glocke dumpf und traurig. Rief sie doch die Gemeinde zum Abschiedsgottesdienst für die scheidenden Mitbürger, die nach Ungarn auswandern wollten.

Als die Bauern vor drei Monaten zum sonn-täglichen Frühschoppen gingen, fanden sie am runden Tisch in der „Krone“ einen Fremden. Er war ein Bauer, dessen Großvater vor drei-

ßig Jahren aus dem Schwarzwald ausgewandert war. Von der Kaiserin Maria Theresia von Österreich war der Enkel nun in die alte Heimat entsandt worden, um neue Kolonisten für Ungarn zu werben. Der Werber wußte wohl, wo die badischen Bauern der Schuh drückte. Durch die langen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts waren die Dörfer verarmt, der Mangel an fruchtbarem Ackerland erschwerte ein Hochkommen und die vielen Fronen und Abgaben hatten die Bauern sehr erbittert. Um so aufmerksamer hatten sie deshalb den Reden des Werbers gelauscht, der all jenen, die es wagen würden, die Heimat zu verlassen, eine bessere und reichere Zukunft versprach: Der fruchtbare Ackerboden, welcher ihnen in Un-

garn frei überlassen würde, trüge mannhohen Weizen, und auch mit Steuern und Fronen sollten sie viele Jahre nicht beschwert werden.

Ein wahres Auswandererfieber hatte die Menschen erfaßt! Haus und Hof, Acker und Reben wurden versteigert, und selbst den Hausrat machte man zu Geld, um seine Schulden bezahlen zu können und doch noch einen Notpfennig für die Reise zu behalten. Und jetzt standen die Wagen gepackt, ein starkes, zwilchenes Tuch darübergespannt. Er sollte Betten und Wäsche, das Handwerkszeug und die Feldgeräte sowie die Lebensmittel gegen Sonne und Regen schützen. Der ganze Wagen war weich mit Stroh ausgepolstert, denn er mußte den Frauen und Kindern für viele Wochen als Schlafplatz dienen. Unten an den Wagen hingen dicke Bündel. Es waren Pfropfreiser der heimatlichen Obstbäume und Rebsetzlinge, welche man in feuchte Tücher eingeschlagen hatte.

In der kleinen Kirche herrschte eine feierliche Stille. In der vordersten Bank saßen die Auswanderer. Dem Keller-Hans mit seiner Frau und den fünf Kindern hatten vor ein paar Jahren die Kriegsvölker das Haus angezündet. Durch den Neubau war er mit solch großen Schulden beladen, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte. Neben ihm saß der Schneider-Franz mit seiner siebenköpfigen Familie. Er war ein armer Tagelöhner und wollte der wachsenden Not und Verschuldung durch die Auswanderung entgehen. Auch die Bartels-Gertraut, ein hübsches, blondes Ding wollte die Heimat verlassen. Sie war Waise und seit Jahren mit einem Knecht verlobt; aber es war den beiden unmöglich, die Aussteuer zu beschaffen. Nun trug sie den Brautkranz, denn der alte Pfarrherr hatte sie mit ihrem Hans getraut, so daß die beiden als Eheleute nach Ungarn ziehen konnten. Der letzte in der Reihe war der Reichert-Peter, der als vierter Sohn kaum Hoffnung auf ein rechtes Bauerngut haben durfte, und lieber wollte er auswandern, als daß er als Knecht und Tagelöhner sein Leben fristete.

Der alte Pfarrherr, der die Scheidenden alle getauft und getraut hatte, sprach warme Worte von der geliebten Heimat, dann gab er allen den Segen. Die Abschiedsstunde hatte geschlagen, und alle wußten: Es war ein Abschied fürs Leben. Manch eine Mutter schluchzte, als sie Tochter oder Enkelkind zum letztenmal umarmte, und manch altem Vater rannen die Tränen die Wangen herab. Noch ein kurzes Gebet an den Gräbern, dann ein Händedruck, die Kinder wurden in den Wagen gehoben: der Treck setzte sich in Bewegung. Ein letzter Blick der Auswanderer galt der geliebten Heimat, den Bergen und Reben, dem alten Dorf mit seinem hochstehenden Kirchlein; dann aber war auch dieser Abschied vorüber.

Der Landstraße entlang zog man über Karlsruhe, Stuttgart nach Ulm. Hier war der Sammelplatz aller Ungarnfahrer. Aus vielen Gauen waren sie hier zusammengeströmt: aus den Tälern des Schwarzwaldes, aus der Churpfalz und aus den Markgrafschaften. Vor allem aber aus Schwaben und Bayern waren die Auswan-

derer gekommen um einer neuen, unbekannteren Zukunft entgegenzugehen. Mit den flachen Schiffen, den „Ulmer Schachteln“, ging es samt Pferd und Wagen die Donau hinunter bis Wien. Schön war diese Fahrt, wenn die vielen Dörfer, Klöster und Schlösser an ihnen vorüberzogen. Nur wenn sich die Dämmerung über das Wasser senkte, kam das Heimweh über unsere Auswanderer.

Endlich zeigten sich die Türme von St. Stefan in Wien. Wie staunten unsere Rebheimer, als sie bei der Landung jener junge Bauer empfing, der ihnen einst beim heimatlichen Fröhschoppen von Ungarn erzählte. Er überreichte ihnen die Pässe und den Einweisungsschein für eine bestimmte Kolonie. Neben ihren Wagen ritt er her, auf der schönen Straße, welche von Wien nach Budapest führte. Auch schwäbische Wagen gehörten zu ihrem Treck, doch diese sollten viel weiter nach Süden ziehen, in das Banat und die Batschka.

In einem dichten Wald, unweit von Budapest wurde haltgemacht. Mit Schrecken vernahmen unsere Auswanderer, daß sie am Ziel ihrer Reise angekommen seien. Sie konnten es fast nicht fassen, daß diese Waldwildnis die vielgerühmte neue Heimat sein sollte. Wo waren denn die weiten Ackerbreiten und wo die saftigen Wiesen, von denen sie geträumt hatten? Jedoch, es war Spätsommer, und es blieb keine Zeit zum Klagen. Im Gegenteil, es galt, so schnell wie möglich eine Unterkunft für den Winter zu schaffen. Da aber die Arbeit das beste Mittel gegen alles Leid ist, vergaßen die guten Leute auch bald Enttäuschung und Heimweh! Von früh bis spät wurde der Wald gerodet und der Boden von Hecken befreit. Es gelang ihnen sogar, noch bevor der Winter seinen Einzug hielt, einen großen Platz umzubrechen. Andächtig schauten die Frauen und Kinder zu, als die Männer das mitgebrachte Brotkorn in die neue Heimaterde streuten. Ein rasch errichtetes Blockhaus bot Unterschlupf für alle. Wie froh waren unsere Rebheimer, daß sie den Winter nicht allein verbringen mußten, denn es waren einige Wochen später noch etwa 17 Familien aus Bayern in diese Kolonie eingewiesen worden. Wohl konnte ihnen die Kälte nichts anhaben, denn an Holz fehlte es nicht. Die dicken Laublager, über welche man leinene Tücher legte, waren weich und warm. Und doch wurde es ein böser Winter! Das Heimweh und die Angst vor einer unbekannteren Zukunft quälten die Auswanderer manche Nacht. Sie waren froh, als die wärmenden Sonnenstrahlen die Wiederaufnahme der Arbeit gestatteten. Die Menschen hatten sich in diesem Frühjahr 1747 schon etwas mehr mit ihrer neuen Heimat befreundet. Als sie eines Tages etwas weiter die Umgebung des zugewiesenen Waldteils durchstreiften, schimmerte durch eine Waldblöße der Kranz der „Pester Berge“. Wie glücklich waren unsere Rebheimer, als sie diese Berge sahen, aber noch froher schlug ihr Herz, als die Männer eines Sonntags die Berge bestiegen und zu ihrem Staunen sahen, daß die Bergänge mit lauter Wildkirschbäumen bewachsen waren. Am folgenden Sonntag nahmen sie

ihre Frauen und Kinder mit, und zu deren Besuch hatten sich die Kirschbäume mit ihrem weißen Blütenkleide geschmückt. Ja, jetzt war es beinahe wie daheim im alten Dorf, die blühenden Kirschberge hatten unseren Rebheimer Auswanderern den ihnen zugewiesenen Siedlungsplatz zu einem Stück Heimatboden gemacht.

Die Jahre gingen dahin! Längst hatten unsere Kolonisten und jene, die nach ihnen kamen, zu dem bei ihrer Ankunft überlassenen Boden neues Land dazu erworben, bebaut mit Mais und Weizen. Auf die Kirschbäume am Berghang pflanzten sie die mitgebrachten Reiser der heimischen Obstbäume und aus den Rebstecklingen waren üppige Weinberge geworden. In stattlichen, langgestreckten, weißgetünchten Häusern wohnten die Nachkommen

jener ersten Siedler, diese aber hatten nach einem Leben voller Arbeit und mancher Not und Enttäuschung Ruhe gefunden auf dem Gottesacker, in dessen Mitte die schöne Kirche steht.

Das deutsche Dorf S. im Pester Bergland war entstanden.

Und 200 Jahre später? Ein Federstrich der Siegermächte nahm ihnen alles, was Generationen durch Fleiß und Tapferkeit errungen und geschaffen hatten. Arm kamen diese Nachkommen der einstigen Auswanderer aus der alten Markgrafschaft Baden-Baden in den Jahren 1946-48 wieder zurück in die Heimat ihrer Vorfahren. Möge Gott ihnen helfen, ihr schweres Schicksal zu ertragen. Wir haben nur einen Wunsch: mögen sie wieder Wurzel fassen in der alten Heimat!

Lore Ernst

Philipp Adam Ulrich

der fränkische Vinzenz von Paul

1. Ehre, dem Ehre gebührt.

Lauda, die kleine Amtsstadt des badischen Frankenlandes, feierte am 8. November 1948 den 200. Todestag ihres bedeutendsten Sohnes. An einem Hause in der Hauptstraße, nicht weit vom Rathausplatz, ist auf einer Gedenktafel zu lesen:

„Ihrem in fränkischem Vaterland und Ausland, durch Pflege, Förderung und durch Verbesserung der Landwirthschaft, durch Wohltun aller bisherigen möglichen Art, Hochverdienten Mitbürger Philipp Adam Ulrich, Doktor und öffentlichen Lehrer der Rechten und Hofrate zu Würzburg, setzt seine Vaterstadt Lauda an der Stelle, wo er am 24. des Maimondes im Jahre 1696 geboren ward und des Guten, Schönen und Großen vieles gethan, dieses einfache Denkmal; sie erfüllt dadurch nach Kräften die Pflicht, zu ehren, dem Ehre gebührt...“

Der berühmte Würzburger Geistliche Geheime Rat Dr. Franz Oberthür hat dreißig Jahre nach dem Tode Philipp Adam Ulrichs dessen Leben und Werk in einem ausführlichen Buch zusammengefaßt. Als Ulrich starb, war Oberthür nicht viel mehr als drei Jahre alt. Aber das Kind hatte den gütigen, nachbarlichen Professor zeitlebens in Erinnerung behalten, teils gefördert durch die Erzählungen seines Vaters, teils vertieft durch spätere Berichte von Ulrichs Freunden und Bekannten. Den letzten Anstoß, das Lebensbild des großen Wohltäters aufzuzeichnen, gab ein Aufenthalt in Lauda selbst. Oberthür war von Amtmann Adam Joseph Sauer zur Weinlese in die Tauberstadt eingeladen worden und verbrachte viele Stunden im Geburtshaus Philipp Adams, lernte dort dessen Verwandte kennen und sah bei einem von

diesen noch die kleine Reisekutsche stehen, in welcher Ulrich als Student seine Reisen durch fast alle Länder Europas unternommen hatte.

2. Elternhaus und Beruf.

Aus den frühen Jahren des Professors und Hofrats weiß der Biograph nichts zu berichten. Ulrich hat wohl den normalen Studiengang an der Hohen Schule absolviert und



Geburtshaus von Ph. A. Ulrich
(Fachwerk) in der Hauptstraße von Lauda



Gedenktafel über dem Eingang des Geburtshauses
von Ph. A. Ulrich

Ehren
in fränkischem Vaterland und Ausland, durch Fleiß,
Förderung und durch Verbesserung der Landwirtschaft, durch Wohlthun
aller bisherigen möglichen Art. Hochverdienter Würburger Philipp
Adam Ulrich, Doktor und öffentlicher Lehrer der Rechte und Hof-
rathe zu Würzburg, setzet seine Vaterstadt Lauda an der Stelle, wo er
am 24. des Mai Mondes im Jahre 1696 geboren ward und des
Guten, Schönen und Großen vieles gethan. Dieses einfache Denkmal
sie erfüllt dadurch nach Kräften die Pflicht, zu ehren, dem Ihre gebührt.
Sie entfernt dadurch den Vorwurf von sich, als stünde sie zu weit der Stadt
Würzburg in Erfüllung dieser ihrer Pflicht nach Würzburg verweigete mit
Lob und Dank durch zwei öffentliche Denkmale des Hochverdienten Mannes
Andenken. Dort hatte ihm die Vorsehung seinen größern Wirkungskreis an-
gewiesen; dort vollendete er seine durch Tugend und Wohlthun
ausgeszeichnete irdische Laufbahn den 8. November 1748.
Lauda endlich
stellt durch dieses Denkmal allen künftigen nachwachsenden Geschlech-
tern in einem heimischen Beispiele das Muster ächter Frömmigkeit und
selbstloser Thätigkeit auf, das derselbe Ehrgefühl rege erhalte, und zur Nach-
ahmung laut und kräftig auffotere. Es ward im Jahr 1828 errichtet.

ging dann auf Reisen nach Frankreich, Ita-
lien, Spanien. Das war für die damalige Zeit
nichts Außergewöhnliches; denn die Reiselust
der Franken war weithin bekannt. Gebildet
und mit feinen Sitten kehrte der Studiosus
von seinen langen Wanderfahrten in die Hei-
mat zurück. Die Geldfrage hatte bei ihm
keine besondere Rolle gespielt; sein Vater
war ein begüterter Landwirt, dazu ange-
sehener Bürger und Senator der Stadt Lauda
gewesen; er starb jedoch frühzeitig. Seine
Mutter, Maria Margarete geb. Zimmermann
aus Königheim, stand noch lange Jahre dem
umfangreichen Hauswesen vor. An einem
Erntetag, als sie sich allein daheim befand,
wurde sie von dem Dittwarer Valentin Link
aus Geldgier ermordet.

Der Sohn Philipp Adam war inzwischen
schon zu hohen Ehren gelangt. Er war Dok-
tor der Rechte und hatte seit 1717 das Amt
als Professor des Zivilrechts an der Univer-
sität Würzburg angetreten, das er formell bis
zu seinem Tode inne hatte.

3. Berufung zum Sendboten der Caritas.

Nur von kurzer Dauer war Ulrichs glück-
liche Ehe. Seine Gattin starb bei der zweiten
Niederkunft und beide Kinder folgten der
Mutter in den frühen Tod. In großer Nieder-
geschlagenheit suchte Ulrich seinen Freund,
den frommen Weihbischof Bernhard Meyer
auf, um sich von ihm Rat zu erbitten. Dieser
gab dem Leidgeprüften ein Buch über Vin-
zenz von Paul in die Hände, das ihn beim
ernsten Studium anrief zu einem sozial-
caritativen Leben im Geiste dieses Heiligen.
Ulrich hat diese Berufung empfangen wie ein
Sakrament. Er gewann die stillglänzende
Heiterkeit seines Geistes zurück und öffnete
sein Herz der idealen Welt eines vollkom-
menen Christen. Getreu seinem Vorbild
opferte er fürderhin sein Leben dem Dienste

Lauda, Oberes Tor

der Menschheit und blieb
dennoch hingeordnet in
Sehnsucht und Liebe zu Gott.

4. Der wahrhafte Christ.

Nicht die Gelehrsamkeit
und das juristische Wissen
begründeten den Ruhm Phi-
lipp Adam Ulrichs, sondern
seine tiefe religiöse Haltung.
Auf sie war seine Lebens-
weise aufgebaut, ob wir ihm
begegnen auf Reisen, als Leh-
rer an der Hohen Schule
oder als Hausvater auf seinen
Gütern. Immer sehen wir
seine leuchtende Gestalt vor
uns: ein stiller, heiterer, ja
strahlender Mensch, der
allein durch diese Art schon
seine Begabung und Beru-
fung verwirklichte.

In allen Lebenslagen be-
wahrte er die ruhige Gelas-
senheit der Seele, und es
hatte ihm wahrlich nicht an

schweren Heimsuchungen gefehlt. Mit Job
betete er: „Wen Gott liebt, den versucht er,
wen er sehr lieb hat, dem schickt er ein gro-
ßes Kreuz.“

Sein ganzer Alltag war erfüllt von seinem
religiösen Streben. Seine Studenten, die mit
ihm zu Tische saßen, regte er immer wieder
zu innerlichen Gesprächen an, die sittliche



Erziehung der Jugend sowie der Ausbau der Volksschulen war ihm tiefste Sorge. Strenge Zucht und Ordnung herrschte auf den von ihm gepachteten Gutshöfen, Knechte und Mägde hielt er an, alle 14 Tage zur heiligen Beichte und Kommunion zu gehen, und an den Sonn- und Festtagen führte er das ganze Gesinde selbst zur Kirche.

Wie Vinzenz von Paul, so hatte auch Philipp Adam Ulrich neben einem lebendigen Glauben zu Gott, eine tiefe Liebe zu den Mitmenschen. In nimmermüdem Schaffen war er um deren leibliches und seelisches Wohl bemüht. 1736 legte er seinem Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn einen weitgreifenden Missionierungsplan vor; er stiftete und unterhielt von seinem Vermögen wandernde Missionen, um die Sünder zu bekehren, die Lauen anzueifern und die Frommen im Guten zu stärken. Die Missionare durchzogen Franken, Hessen, Thüringen, Schwaben, kamen sogar nach Ungarn. Sie berichteten jeweils von ihren Erfolgen oder Schwierigkeiten an Philipp Adam Ulrich. Da lesen wir z. B.: „Zu Feudenheim nächst Mannheim müssen wir unter freiem Himmel die Predigten halten, wegen großer Zulauf“, oder „in Absteinach ist schier der ganze othenwald (Odenwald) zusammengeloffen.“ Aus Mindelheim schrieb der Missionar am 21. 12. 1745, daß die Predigten zu Herzen gingen und

feindliche Brüder versöhnten; nebenbei bat er auch um türkischen Kleesamen für die Bauern und um eine Sackuhr für sich, damit er am Morgen rechtzeitig aufwache. Auch in Lauda, in seiner Heimatstadt, ließ Ulrich Missionen abhalten und nahm mit seinen Würzburger Freunden, die er in seinem Vaterhaus beherbergte und bewirtete, selbst daran teil. So sehr lag ihm die religiös-sittliche Erneuerung des Volkes am Herzen, daß er in seinem Testament, außer dem Laudaer Spital, den Missionen fast sein ganzes Hab und Gut vermachte.

5. Der soziale Landwirt.

Wie Vinzenz von Paul war auch Philipp Adam Ulrich die liebeglühende Persönlichkeit, deren großmütiges Herz Hilfe leistete, wo immer es nur möglich war. Ulrich verfügte von Haus aus über ein schönes Vermögen, befand sich in einer ansehnlichen Stellung und hätte sein Leben bequem und angenehm gestalten können. Statt dessen aber lebte er für sich sehr bescheiden, aß die einfachste Kost und verteilte sein Geld lieber unter die Armen. Wie oft hat der Nachbar Oberthür beobachtet, wie Ulrich in seinem Gärtchen hinter dem Haus dem Bedürftigen einen Rock schenkte, der Mutter einen Laib Brot in die Tasche schob oder dem armen Studenten geldlich weiterhalf.

Aurelie Pickel

Die Wallfahrt



Wenn die Leute eine Wallfahrt machen, so geschieht es meistens deshalb, weil sie Hilfe in einem großen Anliegen brauchen oder weil sie, was dasselbe ist, in Not und Gefahr ein Gelöbnis zu der oder jener Gottesmutter gemacht haben. In christlichen Landen gibt es ja überall Wallfahrtsstätten genug, wo die Himmlichen zur Erhörung der

Menschennöte geneigt sind.

In unserer aufgeklärten Zeit hat das Wallfahren gegen früher bedeutend abgenommen. Ist etwa nicht mehr so viel Not unter den Leuten wie vordem? Ich möchte es nicht behaupten. Freilich, früher sind die Leute wegen jeder Kleinigkeit, die ihnen übers Leberlein lief, an einen Gnadenort gepilgert und haben dort in Erwartung eines Wunders ihr Anliegen lang und breit auseinandergesetzt. Und wenn dann das Wunder nicht gleich eintrat, haben sie vielleicht ein wenig gemurrt und sind zu einer anderen Muttergottes gelaufen, die vielleicht mehr Wunderkunst hatte als die letzte. Und wenn sich das Übel, das sich während der Zeit so auch behoben hätte, am neuen Wallfahrtsorte verzog, so glaubte man an ein

wahrhaftiges Wunder. Die Leute bedachten nicht, daß es überall dieselbe Muttergottes ist, die erhört oder nicht erhört; nur die Bilder sind verschieden. Bald ist's eine Muttergottes mit dem Kinde, bald eine schmerzhaft mit den sieben Schwertern, bald eine himmelfahrende, bald eine im Rosenhag, bald eine altersschwarze wie die in Altötting. Aber es sind immer nur Bilder der nämlichen Himmelskönigin.

Wie kann es also sein, daß man zu dem Bilde mehr Vertrauen haben kann als zu dem andern? Die Leute tun nicht recht, die wegen jeder Kleinigkeit gleich ein Gelübde machen, damit sie von dem Übel erlöst werden. Sie tun darum nicht recht, weil jedes Übel eine Schickung Gottes ist, vielleicht für begangene Sünden, und weil es feig ist, wenn man ein selbstverdientes Kreuz nicht auf sich nimmt und so lange trägt, wie es Gottes Wille ist. Die Leute tun darum nicht recht, weil sie die Not, die zu ihrem Seelenheil geschickt ist, um des lieben Leibes willen gleich abwälzen möchten, weil sie für den fleischlichen Adam und die sinnliche Eva gar unbequem sind. Man hat eine Geschwulst an der Wade und kann vielleicht wochenlang nicht auf den Tanzboden gehen und bei der Arbeit hindert sie auch und vermindert das Einkommen, also macht man geschwind eine Wallfahrt; die liebe Muttergottes, die schon so viele Wunder gewirkt, wird